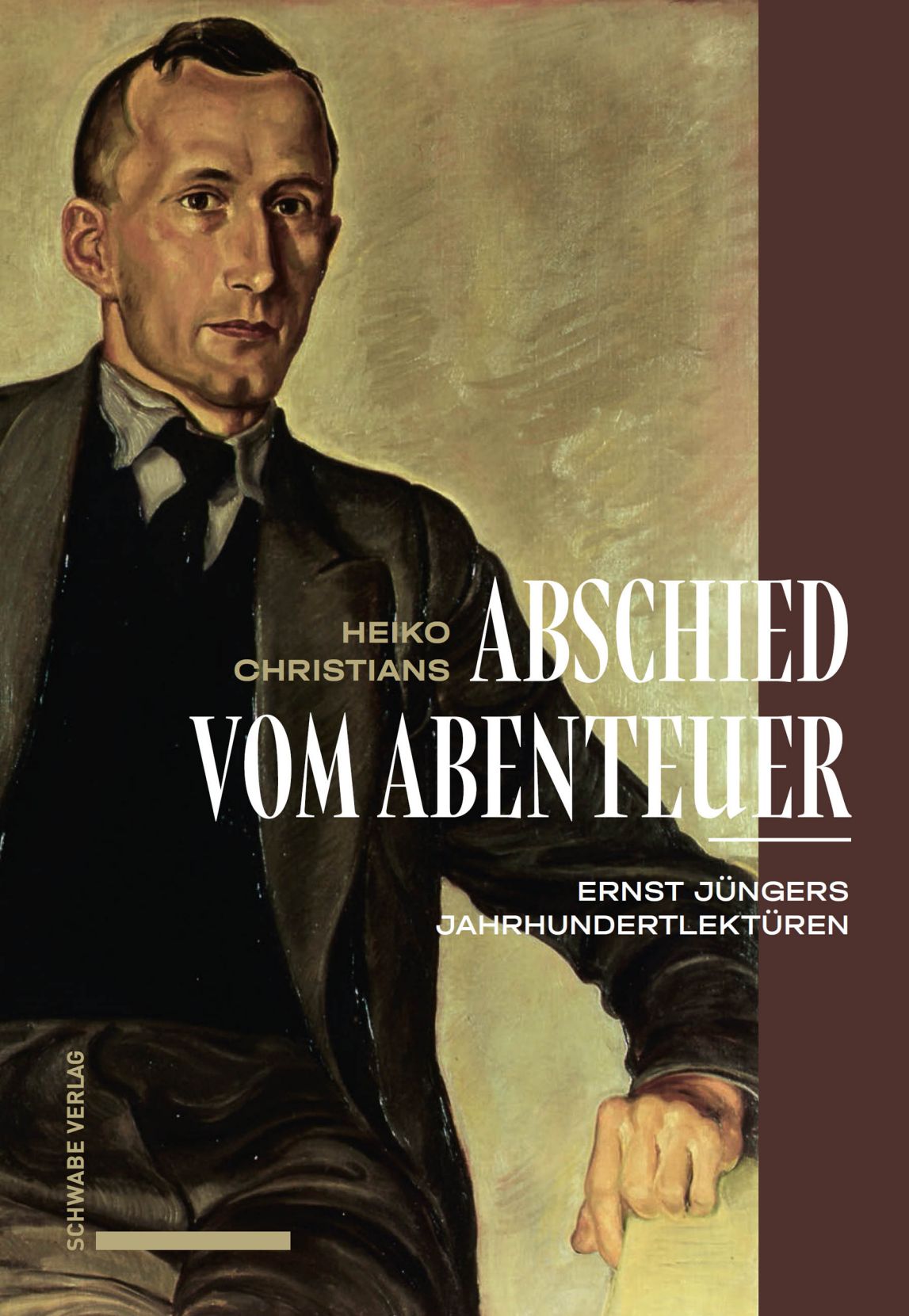


A realistic oil painting of a man, Ernst Jünger, with a serious expression. He is wearing a dark suit, a white shirt, and a dark tie. His right hand is resting on a surface, possibly a desk or a book. The background is a textured, light-colored wall.

HEIKO
CHRISTIANS

ABSCHIED VOM ABENTEUER

ERNST JÜNGERS
JAHRHUNDERTLEKTÜREN

SCHWABE VERLAG



HEIKO
CHRISTIANS

ABSCHIED VOM ABENTEUER

ERNST JÜNGERS
JAHRHUNDERTLEKTÜREN

SCHWABE VERLAG



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de-abrufbar>.

© 2023 Schwabe Verlag Berlin GmbH

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschließlich seiner Teile
darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder
elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Abbildung Umschlag: A. Paul Weber, Ernst Jünger um 1935 © VG Bild-Kunst, Bonn 2023

Cover: icona basel gmbh, Basel

Korrektur: Kerstin Köpping, Berlin

Layout: Büro Höflich, Hamburg

Satz: Daniela Weiland, textformat, Göttingen

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Printausgabe 978-3-7574-0110-8

ISBN eBook (PDF) 978-3-7574-0111-5

DOI 10.31267/978-3-7574-0111-5

Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche.
Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

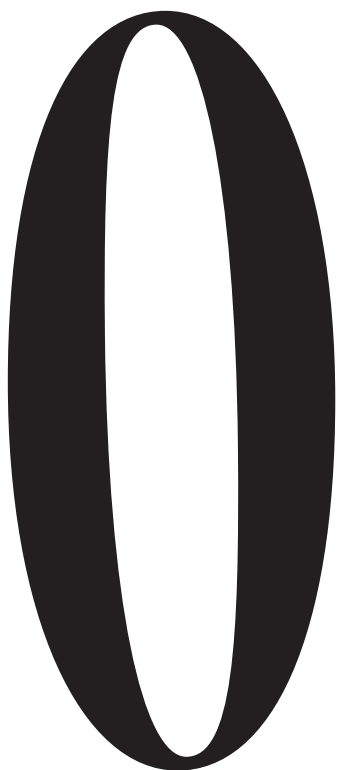
rights@schwabeverlag.de
www.schwabeverlag.de

INHALT

0	BILDUNGSABWEGE	
	<i>Ein Vorwort</i>	9
1	LEUTNANT JÜNGER, OBERST LAWRENCE	
	<i>«In Stahlgewittern», 1920</i>	29
2	KEIN INTERESSE AM SELBST?	
	<i>«Das Abenteuerliche Herz», 1929</i>	45
3	RADIKALE DIOSKUREN	
	<i>Die Publizistik der Brüder, 1919–1933</i>	73
4	DE QUINCEYS POETIK	
	<i>«Das Abenteuerliche Herz», 1929</i>	119
5	NEUES SEHEN UND ALTE PHYSIOGNOMIK	
	<i>«Der Arbeiter», 1932</i>	143
6	LANDSCHAFT ALS GELÄNDE	
	<i>«Blätter und Steine», 1934</i>	185
7	DER VERSCHÜTTETE PHILOSOPH	
	<i>Mit Hugo Fischer, 1928–1936</i>	207
8	ABENTEUERLITERATUR	
	<i>«Afrikanische Spiele», 1936</i>	235
9	KULTURKRITIK ALS RHETORIK	
	<i>Reisetagebücher, 1943/1947</i>	273
10	DAS GROSCHENHEFT	
	<i>«Die Zwillie», 1973</i>	295

*Es gibt keine Geschichte der Philosophie so,
als ob ein Philosoph auf den vorhergehenden Philosophen
im Schulraum geantwortet habe. Descartes entstammt
dem Dreißigjährigen Krieg. Er ist der ewige Privatdozent
des Dreißigjährigen Krieges geblieben. Kant wird Philosoph
nach dem Siebenjährigen Krieg. Schopenhauer kommt
auf den Schlachtfeldern Napoleons zum Nachdenken.
Friedrich Nietzsche ist im deutsch-französischen Krieg
über seine bloße Philologie hinaufgezwungen worden.
Es gibt heute noch Hegelianer, Cartesianer, Kantianer.
Das ist ohne Sinn und Verstand in einer 'Polemologie'.
Das erste Gebot der neuen Wissenschaft lautet:
Von jeder vorhergehenden Katastrophe muss
auch ihr Denksystem begraben werden.*

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY



KAPITEL NULL

BILDUNGS- ABWEGE

Ein Vorwort

Im Bewusstsein der Verantwortung für die wirtschaftliche Zukunft unseres Landes in den 70er Jahren werden wir uns besonders intensiv der Ausbildung und Fortbildung sowie der Forschung und der Innovation annehmen. Dabei gilt es insbesondere, das immer noch bestehende Bildungsgefälle zwischen Stadt und Land abzubauen.

**WILLY BRANDT, REGIERUNGSERKLÄRUNG,
VOR DEM DT. BUNDESTAG, 28.10.1969**

Wenn Ernst Jünger hier und da schreibt, dass seine Generation – als eine Generation begeisterter Kriegsfreiwilliger – 1914 Hölderlin im Tornister trug, während sie ›ins Feuer lief‹, ist das kein Beitrag zum ›Mythos von Langemarck‹. Den Kern dieses Mythos, das chancenlose Anstürmen junger ›Freiwilligen-Regimenter‹ gegen industrielles Kriegsgerät wie das MG 08/15 und seine Bedienungen, bezeichnete Jünger 1932, bewusst nüchtern, als ›Vorgang‹, bei dem ›freier Wille, Bildung, Begeisterung und der Rausch der Todesverachtung nicht zureichen, die Schwerkraft der wenigen hundert Meter zu überwinden, auf denen der Zauber des mechanischen Todes regiert‹.¹ So oder so kann man das Beschriebene heute kaum mehr nachvollziehen, selbst wenn es *woanders* gerade stattfindet.

Hölderlin (und mit ihm die gesamte Poesie) findet in ›unseren Ländern‹ seit langem eine andere Verwendung als die eben skizzierte. Überhaupt hat man immer seltener ein Buch bei sich, von dem man annimmt, dass es irgendwie überlebensnotwendig sei oder sogar unwiderstehlich zum Leben oder Sterben für eine ›Sache‹ ermutigen könnte. Vielleicht vernachlässige ich in dieser Hinsicht die (Nach-)Wirkungen der ›Heiligen Bücher‹ – wie z. B. der (Mao-)Bibel,² jener Reclam-Hefte mit Hölderlin-Oden oder Hesses Roman *Siddharta*, der jahrzehntelang wahre Pilgerströme von West nach Ost auslöste. Beim 1914 bemühten Hölderlin ist vom ›Heiligen‹ noch vielfach die Rede.³ Aktuell sprechen massenhafte Kirchenaustritte (Marxismus oder Maoismus inklusive) in einigen der ›führenden Industrienationen‹ aber eine ganz andere

1 Ernst Jünger, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, 3. Aufl., Hamburg (1932), S. 104f. Das Jahr 1932 war einer der vielen Höhepunkte einer propagandistischen Vermarktung der Langemarck-Geschichte. Vgl. nur Josef Magnus Wehner, *Langemarck. Ein Vermächtnis*, München (1932).

2 Vgl. die Beiträge in: Anke Jaspers et al. (Hg.), *Ein kleines rotes Buch: Über die Mao-Bibel und die Bücher-Revolution der Sechzigerjahre*, Berlin (2018).

3 Ein wirkungsmächtiges, vorläufiges philosophisches Fazit zieht dann schon: Rudolf Otto, *Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen*, Breslau (1917).

Sprache.⁴ Sie werden scheinbar durch ebenso massenhafte, aber deutlich unverbindlichere *Retreat*-Angebote via *Instagram* ersetzt. Ernst Jünger oder Siegfried Kracauer wüssten vermutlich, ob und «wofür das ein Zeichen ist». Ich weiß es nicht.

Klar aber ist immerhin, dass die Alternativprogramme, formatgerecht, von Smartphones transportiert werden. Diesen multifunktionalen Endgeräten messen nicht nur böse Zungen ein quasi heiliges Gewicht für immer größere Teile der Weltbevölkerung bei. Und nicht nur das Populäre, auch das Elitäre zollt ihnen Tribut: Die Festungen einer universitären Buchkultur sind längst geschleift. (Anglistik-)ProfessorInnen geben (ein bisschen weinerlich) an, nur noch höchstens «einen statt, wie bisher, fünf Romane im Monat» zu lesen, seitdem sie ein Smartphone besitzen: «That's not because I've lost interest in fiction. It's because I'm reading a hundred Websites.»⁵ Die Einschreibungszahlen und Ansprüche ihrer jüngeren Kundschaft befinden sich dagegen erwartungsgemäß schon im «freien Fall»: «As of this year, it is possible to receive a degree in English from Harvard without taking a course dedicated to poetry.»

In der Gegenwart, am nur vorläufigen Ende einer langen Reihe, wird sichtbarer, wie sich die Stätten und Träger des Heiligen in unserer Hand wandeln. Gleichzeitig sind die neuen Objekte nach wie vor periodisch hart umkämpft – und in jedem Tornister längst vorrätig: Gerüchten zufolge besiegte in der Nähe von Moskau, im russisch-ukrainischen Krieg, ein Kontingent frisch eingezogener, junger Rekruten in einer stundenlangen Schlägerei die Stammbesetzung einer Militärbasis. Die Neuen wollten die geforderte Abgabe ihrer Smartphones, deren leichte Ortbarkeit – das wussten die Alten – für sie eine tödliche Gefahr darstellte, verhindern.

*

4 Die Evangelische Kirche Deutschland verzeichnete für das Jahr 2022 ca. 380 000 Austritte.

5 Prof. James Shapiro, Columbia University. [Zit. n. Nathan Heller, *The End of the English Major. Enrollment in the humanities is in free fall at colleges around the country. What happened?*, in: *The New Yorker*, February 27, 2023].

Ich kann für mich festhalten, dass ich – ganz ohne Krieg, Generation oder ›Sache‹ im Nacken – unterwegs fast immer ein Buch von Ernst Jünger bei mir trug und trage; neuerdings zusätzlich auch ein Smartphone. Aber (m)ein Plädoyer für eine Heiligsprechung Jüngers ist das Folgende nicht. Höchstens eine Aufforderung, immer mal wieder über das nachzudenken, was ein ›Kultbuch‹ hieß oder was als ›heilig‹ galt – und was möglicherweise an seine Stelle getreten ist.⁶ Wenn ich auf den folgenden 15 Seiten, anders als üblich, auch über mich selbst schreibe, breche ich mit einem ebenso bekannten wie bedenkenswerten Grundsatz Jüngers: »Wer sich selbst kommentiert, geht unter sein Niveau.«⁷ Ich mache diese Ausnahme, weil sie direkt mit dem Thema des Buches zu tun hat und ansonsten nicht viel auf dem Spiel steht.

*

Der Anfang von allem war in meinem unerheblichen Fall der rein zufällige Ankauf eines weiß-glänzenden, wächsern kartonierten Ullstein-Taschenbuchs für 2,80 DM: *Auf den Marmorklippen*. Der Klappentext hat so verlockend geraunt, wie der Preis ostentativ niedrig war: »Was Jünger in diesem ungewöhnlichen Buch darstellt, ist der Zusammenbruch einer Kultur, jeder Kultur. Die Methode, die er dabei anwendet, ist dem Traum verwandt, einem Traum von außerordentlicher visionärer Klarheit und Leuchtkraft, aber auch den verschiedenen Schichten des Traumes und seiner Verschmelzung symbolischer Bilder, seiner verwirrenden Vorspiegelung, wirklicher zu sein als die tagwache Wirklichkeit. [›New Stateman and Nation‹, London]».

Ich schlug sofort zu. Es war aber auch einfach das billigste Taschenbuch im Drehständer meiner Stammbuchhandlung in der ostfriesischen Provinz – und mein Budget war schmal. Wei-

⁶ Vgl. H. Christians, *Werthers Brüder oder: Was ist ein Kultbuch?*, in: *Wirkendes Wort*, Heft 1 (2005), S. 15–27.

⁷ E. Jünger, *Blätter und Steine*, Hamburg (1934), S. 226.

tere Erkundigungen über den Autor erfolgten zunächst mittels des einbändigen *Volkslexikons* von Bertelsmann. Das war angeblich von 1956, mit einer Erstaufgabe von 565 000 Exemplaren, aber präsentierte z. B. unter dem Lemma «Menschenrassen» noch eine seltsame, schwarzweiße Fotogalerie mit VertreterInnen des «nordischen», «dinarischen» oder «alpinen Rassetypus». – Das deutete auf ältere Wurzeln hin. Bei uns wurde es vor allem von meiner Mutter zum Lösen von Kreuzworträtseln benutzt.

Über Ernst Jünger, dem das *Volkslexikon* ebenfalls ein Porträtfoto widmete, las ich dort: «Schriftsteller, * 1895; nahm am 1. und 2. Weltkrieg teil, studierte Naturwissenschaften, dann freier Schriftsteller; schrieb u. a. *In Stahlgewittern*, 1920, *Strahlungen*, 1942–49, *Auf den Marmor klippen*, 1939.» Außerdem erfuhr ich, dass er einen Bruder hatte, der auch Schriftsteller war. Das war schon sehr beeindruckend. Genaueres über ihn ließen die Formulierungen «teilnahm» und «studierte Naturwissenschaften» allerdings nicht durchblicken: Die eine Wendung klang irgendwie sachlich-harmlos im Zusammenhang mit einem Inferno, die andere mutete eher gewissenhaft-zielstrebig mit festem Blick auf einen richtigen Beruf an. Wie falsch man in beiden Fällen in Bezug auf Jüngers Person lag, konnte ich damals natürlich noch nicht ahnen.

*

Auch wenn ich – vielleicht 13 oder 14 Jahre alt – mit den *Marmor klippen* Jüngers stilistisch wohl schwächstes Buch erwischte hatte und auch nichts «verstand» von dem, was ich da las, sollte die Begeisterung für Autor und Werk nie mehr nachlassen. Sie trieb zunächst seltsame Blüten. Natürlich wollte ich Offizier werden, auch wenn alle um mich herum gerade eher zum «Ersatzdienst» tendierten. Nach drei Wochen Geschrei auf einem Kasernenhof in Goslar kam ich dann doch zu einem anderen Schluss. Ich ging bei strahlendem Sonnenschein, an einem der letzten Augusttage, zu meinem sympathischen Kompaniechef, Hauptmann S., der sich die Zeit gern mit Kradfahren auf dem Kasernengelände vertrieb, und teilte ihm mit, dass ich «hiermit den Wehrdienst verwei-

gern» würde. Der «Chef» nahm es gelassen auf und das Vorhaben erzeugte außer ein paar handelsüblichen Schikanen auf der Ebene traditionell schreifreudigerer Ausbilder (unter der Aufsicht eines wegen «übertriebener Härte» strafversetzten Hauptfeldwebels des Wachbataillons Bonn) keine besondere Aufmerksamkeit. Aber bei der Umsetzung haperte es eben auch gewaltig. Das Verfahren schleppte sich durch alle Instanzen bis wenige Wochen vor Ende meiner Dienstzeit hin. Auch deshalb, weil der angefragte Deutschlehrer in einem (eigentlich meinem neuen Anliegen ganz aufgeschlossenen) Gutachten für das entsprechende Gremium beim «Kreiswehrrersatzamt» (Aurich) angemerkt hatte, dass ich (begeisterter?) Ernst-Jünger-Leser sei. Die endgültige Ablehnung vor dem Verwaltungsgericht Oldenburg und seinen leicht irritierten höchstrichterlichen VertreterInnen – nach vierzehneinhalb Monaten – fand ich dann absolut nachvollziehbar. Ich verließ die Kaserne nach der vorgesehenen Grundwehrdienstzeit wie ich sie betreten hatte: als «Flieger» mit leeren Klappen.

*

Mit Beginn meines Germanistik-Studiums schrieb ich dem ebenso hochberühmten wie hochbetagten Schriftsteller und stellte ihm in der Folge auch eine umfangreiche vergleichende Seminararbeit zum *Sprachverständnis von Johann Georg Hamann und Ernst Jünger* zu. Ich wusste mich zunächst nicht anders anzubiedern, als meinen Geburtstag beiläufig einzustreuen, der zufällig mit dem Todestag seines ältesten Sohnes übereinstimmte. Das war ein Versuch, seine Aufmerksamkeit zu erregen, der mir heute noch, einige Jahrzehnte später, augenblicklich die Schamesröte ins Gesicht treibt. Das hätte es vor allem auch gar nicht gebraucht. Jünger war ein verlässlicher und höflicher Korrespondent, und nachdem seine Frau ihm alles von mir nach Paris hinterhergeschickt hatte, wo er sich jedes Jahr längere Zeit aufhielt, bekam ich irgendwann Post von ihm aus der Metropole an der Seine. Eine andere Sendung nach Wilflingen, wohl auf demselben Weg (auch) in Paris eingetroffen, enthielt gar den Versuch, Jünger für die Gründung

einer von mir an seinem *Arbeiter* von 1932 programmatisch entlanggeschneiderten, ›dynamischen‹ neuen ›Staatspartei‹ zu gewinnen. – Ein putschwilliger Kriegsdienstverweigerer war vermutlich genau das, was Jünger damals suchte. Schließlich mutete ich ihm noch ein Urteil über den Vorzeige-Schriftsteller und nationalsozialistischen Kulturfunktionär Wilhelm von Scholz zu, dessen Romane *Perpetua* (1926) und *Der Weg nach Ilok* (1930) ich damals – wohl immer noch teilweise im Bann der älteren volkslexikalischen Empfehlung – für große Literatur hielt und nicht als das erkannte, was sie wirklich waren: obskure, offen oder latent antisemitische historistische Hochkolportage.

*

Jünger war viel zu nobel, um irgendeine dieser Belästigungen und Zumutungen als solche zu kennzeichnen. In Sachen Hamann erhielt ich einen recht langen, maschinenschriftlichen Brief, vom 17. November 1988, von seiner zweiten Frau Liselotte Lohrer: «Abermals sind Sie bei Ernst Jünger abgeblitzt, wie man so schön sagt: er liest nichts über sich selbst, weder Rezensionen noch ernsthafte Arbeiten, wie Sie sie geschrieben haben. Er gab mir also Ihren Brief und Ihr Typoskript mit der Bitte, es zu lesen und Ihnen zu danken und etwas darüber zu sagen. Und so lag es jetzt ein Jahr in meiner stets überfüllten Mappe und auf meinem Gewissen, aber ich schaffte es einfach nicht früher, es zu lesen; der Betrieb hier ist groß, allzu groß.»

Jünger selbst ging, auf diesem Umweg – und manchmal auch direkt – auf alles bescheiden und ablehnend (nicht) ein. Er gab vor – und wahrscheinlich stimmte das auch, denn Antisemiten mied er zeit seines Lebens (so gut es eben ging) –, Wilhelm von Scholz nicht zu kennen. Den Kose- bzw. Märtyrerinnen-Namen⁸

⁸ Vgl. Gretha und Ernst Jünger, *Einer Spiegel des Anderen: Briefwechsel 1922–1960*, hg. u. m. einem Nachw. vers. v. Anja Keith u. Detlev Schöttker, Stuttgart (2021).

Perpetua für seine erste Frau (seit 1925), Gretha von Jeinsen, hatte Jünger also woanders her. In seiner Zeit am Bodensee (Dezember 1948 bis April 1951), in der Nähe des Bruders Friedrich Georg, wo Wilhelm von Scholz, Sohn eines preußischen Finanzministers, bis in die 1960er-Jahre in einer riesigen Villa ungestört residierte, hatten sich ihre Wege offenbar nicht gekreuzt. Jünger lobte stattdessen in seinem indirekten Antwortschreiben Hamann im Allgemeinen. Der Hinweis seiner Frau, dass er «nichts über sich selbst liest», stimmt natürlich nicht so ganz. Das kann man im Werk ab und an feststellen. Er wollte, war mein Eindruck, aber definitiv nicht lesen, was *ich* über ihn geschrieben hatte. Dass er mein bewundertes Vorbild – Bohrsers Habilitationsschrift von 1978 – lieber auch nicht in die Hand nahm, lese ich erst heute ... und staune über meine Dreistigkeit von vor 40 Jahren.⁹ Zu Bohrer später noch etwas mehr.

*

Ich hatte wohl ab 1984 für längere Zeit keine Ruhe gegeben und in einem früheren Antwortschreiben des Jahres 1985, diesmal höchst selbst von Jünger aus Paris nach Köln in meine Studentebude übersandt, dementierte er jede Absicht, jemals wieder in irgendeiner Weise «Partei» sein zu wollen. Vor allem aber hatte er Angst, dass ich, wie so viele andere, einen Versuch machen würde, ihn in Wilflingen zu besuchen, um weitere Überzeugungsarbeit für Projekte zu leisten, die ihn überhaupt nicht interessierten. Deshalb bescherte er mir auch ein (in seinem Sinne gedeutetes) Goethe-Zitat: «Eine persönliche Begegnung tut dem Verhältnis zwischen Autor und Leser nur Abbruch, denn «im Innern ist's ge-

⁹ «Halten Sie es bitte nicht für snobistisch, wenn ich sage, dass ich es nicht gelesen habe», schreibt Jünger am 12. September 1979 an Karl Korn, «sie [die Habilitationsschrift Bohrsers, H. C.] soll [...] schwierig zu lesen sein.» [Zit. n. Karl Heinz Bohrer im Gespräch mit Stephan Schlak, in: Heike Gfrereis (Hg.), Ernst Jünger. Arbeiter am Abgrund. Marbacher Katalog 64, Marbach a. Neckar (2010), S. 263–279, hier: S. 263].

tan!« In den *Strahlungen* las ich Jahre später einen Eintrag, gottseidank ohne Namensnennung, der kurz nach der Ankunft meiner Briefe in Paris verfasst worden sein musste: «Die Zahl der jugendlichen Spinner nimmt offenbar wieder zu.» Einen gewissen Eindruck hatte ich also möglicherweise hinterlassen, auf jeden Fall aber anders als gedacht.

*

In der Zwischenzeit hatte ich die Auswüchse einer über-identifikatorischen *Arbeiter*-Lektüre mit einem Buch desselben Autors behandelt, das mir ein befreundeter Linguistik-Dozent schenkte, der wiederum meine *Arbeiter*-Lektüre mit Skepsis betrachtete: *Afrikanische Spiele* (1936) – in einer *Einmaligen Ausgabe der Deutschen Hausbücherei* von 1937. Auf seinem Innendeckel notierte ich damals einen Satz aus Melvilles *Moby Dick*: «Qiqueg stammte von Rokowoko, einer Insel weit draußen in der Südsee. Sie ist auf keiner Karte verzeichnet; die wahren Orte stehen nie darauf.»

Nach den *Afrikanischen Spielen* wusste ich besser, was die Erstlektüre des *Arbeiters* mit mir angestellt hatte und übte mich eher in Demut und Distanznahme. Die Begeisterung für die Texte Jüngers blieb – nun als lebenslanges Interesse. Der Blick, mit dem ich sie aufnahm, hatte sich verändert. Ganz nach dem wunderbaren Titel von Hanns Dieter Hüschs Memoiren *Du kommst auch drin vor* bewegte ich mich nach der Lektüre der *Afrikanischen Spiele* freier und selbstständiger durch das riesige Werk Jüngers.

Die Autografen, die ich Jüngers Noblesse verdankte – und die sicherlich keine Ruhmesblätter für mich waren –, verkaufte ich einem Kölner Antiquar in Zeiten gelegentlicher studentischer Finanzierungslücken und investierte den Erlös (gleich im selben Ladenantiquariat) in ein breiter gefächertes literarisches Repertoire (jenseits von Wilhelm von Scholz). Als dann noch der reiche Onkel meines damaligen Mitbewohners starb und uns – neben der uninteressanten und kitschigen Jünger-Büste Arno Brekers – vor allem etliche nummerierte und signierte Vorzugsausgaben der Jünger'schen Tagebücher in Leder hinterließ, war ich erst einmal

saniert. Einzig eine, wiederum aus Paris, unverhofft eintreffende Weihnachtspostkarte Jüngers vom 4. Dezember 1985, eine Fotografie, auf der er, mit Jorge Luis Borges in ein Gespräch vertieft, in seiner Wilflinger Bibliothek zu sehen war, behielt ich. *Eine* Reliquie musste sein. Mehr noch als ihr freundlich-formelhafter Ein-Satz-Text war die Abbildung selbst eine gütige, indirekte Aufforderung Jüngers, meinen literarischen Horizont doch etwas in Richtung Weltliteratur zu erweitern.

*

Die aufwendige Hausarbeit über Hamann und Jünger, der Jünger so hartnäckig die Lektüre verweigert hatte, bescherte mir die Aufmerksamkeit eines anderen Dozenten, der mich in dieser Phase ganz behutsam und mit den richtigen Themen und Fragen endgültig ins Freie führte. Während er sein Buch *Der Name als Stigma* fertiggestellt hatte,¹⁰ flankierte er meinen Versuch, mich für den Rest meiner Studienzeit um ein komfortables Stipendium bei der Friedrich-Ebert-Stiftung zu bewerben. Das Buch erwähnte Jüngers Frau in ihrem so überaus freundlichen Antwortschreiben: «Ihr Seminarleiter ist übrigens durch sein Buch über die jüdischen Namen, das Ernst Jünger mit großer Bewegung gelesen hat, hier wohl beleumdet.»

*

Der Arbeit über Hamann und Jünger bei dem im Hause Jünger «wohl beleumdeten Seminarleiter» folgten weitere bei anderen: Zu *Musils Kritik an Spenglers «Untergang des Abendlandes»*, zu *Hesses «Glasperlenspiel» in seinem Verhältnis zu Burckhardts Geschichtsphilosophie*, zu *Carl Schmitts Lektüre von Theodor Däublers «Nordlicht»*. Ich war im Zentrum der «Konservativen Revolution» ange-

¹⁰ Dietz Bering, *Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933*, Stuttgart (1987).

kommen und bewarb mich von dort aus um ein Stipendium bei einer Stiftung der ältesten Deutschen Fortschrittspartei. Das Argument, ich würde ›den Gegner eben gründlich studieren‹, verfiel dabei zunächst und erwartungsgemäß nicht. Ich wurde abgelehnt. Der zweite Anlauf war überhaupt nur möglich, weil ein unterdessen längst verstorbener SPD-Grande aus Brüssel, der – noch als Lastwagenfahrer und Betriebsrätler in einer Coca-Cola-Niederlassung in Emden – ein Freund meiner Eltern geworden war, einen solchen zweiten Anlauf bei der Zentrale ›erbat‹. Dieser zweite Anlauf führte mich für ein erneutes Auswahlgespräch bis nach Hannover, zum damaligen Kultusminister von Niedersachsen, Peter von Oertzen. Von Oertzen, in der SPD nur der ›Rote Baron‹ genannt, hatte eine wichtige verfassungsrechtliche Studie zu Carl Schmitts Werk verfasst, die ich besaß und studiert hatte. Aber auf Herz und Nieren prüfte er mich, unendlich überlegen und aus dem Stegreif, lieber zu Musils *Mann ohne Eigenschaften*. Milde lächelnd entließ er mich endlich mit einem ebenso milden ›Placet‹. Nach dem Ende der Förderung trat ich für vier Jahre in die SPD ein, für genau den Zeitraum, den mir die parteinahe Stiftung für meine Studien freigeräumt hatte. Ich wollte, im Ortsverein, etwas wiedergutmachen, etwas geraderücken. Danach folgte ich ausnahmsweise noch einmal – aber endgültig – Jüngers Vorbild und war meistens nur noch meine eigene Partei.

*

Wenn ich nun aber behaupten würde, dass ich für die in diesem Buch zusammengestellten, zeitlich weit auseinanderliegenden Beiträge zu Ernst Jüngers Werk jahrzehntelang *geforscht* habe, so wäre das schlicht gelogen. Denn mit der einen Ausnahme von Siegfried Kracauers Handexemplar des *Arbeiters* (in Marbachs Keller bei der Arbeit an meiner Magisterarbeit *Der physiognomische Blick in Ernst Jüngers ›Arbeiter‹*) habe ich keine unbekannten Materialien zu Jüngers Leben und Werk in Archiven aufgestöbert und benutzt. Ich habe auch keinen seiner zahlreichen Texte aufwendig ediert und kommentiert oder auf zu Unrecht vergessene

Bekanntschaften und Verwandtschaften hingewiesen, die vorher nicht schon hinreichend bekannt gewesen wären.¹¹ Ich bin also gar kein Jünger-Experte. – Und doch gingen diesem Buch viele neugierige und aufregende Tauchgänge voraus und Jünger war für mich immer, was ihm Hamann gewesen sein muss: eine Kette von «Archipelen in submarinem Zusammenhang».¹² Oberflächlich betrachtet aber habe ich zur Vorbereitung meiner Texte einfach nur viel gelesen: von Jünger, über Jünger. Und dabei konnte ich – vom ersten Tag und von der ersten Seite an – auch noch einem Lektüreideal treu bleiben, das Gaston Bachelard formuliert hat: «Wir aber, die wir uns dem Glück der Lektüre hingeben, wir lesen und lesen wieder, nur was uns gefällt, mit einem kleinen Leserstolz und viel Begeisterung. Gewöhnlich entwickelt sich der Stolz zu einem massiven Gefühl, aber der Anflug von Stolz, der aus der Hingabe an die Beglückung eines Bildes entsteht, bleibt zurückhaltend und verborgen. Er ist in uns, den einfachen Lesern, für uns, nichts weiter als für uns. Er ist gewissermaßen ein Stolz im stillen Kämmerlein.»

*

An Jüngers Person und Werk haben mich – in einer nicht ganz zufälligen Reihenfolge – sehr verschiedene Themen und Eigenschaften beeindruckt: Zuerst (s)eine Neigung zum Kitsch, zu Überhöhung und Geheimnis in *Auf den Marmorklippen*, dann der (für einen Barkeeper) sehr nüchterne Blick auf große historisch-politische Formationen in *Eumeswil*, vor allem aber die ungemein wehmütige und gleichzeitig aggressiv-distanzierte Analyse der industriellen Welt der Moderne im *Arbeiter*, schließlich die in den Tagebüchern dokumentierten, gewaltigen Lektüre-Pensa. Vor Jahrzehnten, um 1990, geriet ich – bald 30-jährig – an der Theke des

¹¹ Das kann ich höchstens im Fall von Jüngers ›Lehrer‹ Hugo Fischer und dessen ungedrucktem ›Theater-Buch von 1944 für mich in Anspruch nehmen. [Vgl. Hugo Fischer, *Der absichtslose Erzieher. Eine Kulturphilosophie des Theaters* (erscheint voraussichtlich 2024)].

¹² E. Jünger, *Blätter und Steine*, Hamburg (1934), S. 222.

«Sixpack», an der Aachener Straße in Köln, gegenüber vom Theater im Bauturm», nach sehr viel Dosenbier, mit Diedrich Diederichsen über den Anfang von *Eumeswil* in Streit (wir konnten ihn damals merkwürdigerweise beide auswendig): «Mein Name ist Manuel Venator; ich bin Nachtsteward auf der Kasbah. Mein Äußeres ist unauffällig; ich kann bei Wettkämpfen auf einen dritten Preis rechnen.» Mein Thekennachbar fand das unerträglich gestelzt und läppisch und sagte immer nur: «Ein dritter Preis – ja und?» Ich fand es wenigstens nüchtern und lässig – vielleicht, weil ich selbst damals alles andere als nüchtern und lässig war. Aber wahrscheinlich hatte Herr Diederichsen völlig recht – und bestimmt konnte er, anders als ich, bei irgendwas auf einen ersten oder zweiten Preis rechnen. Es war auf jeden Fall unsere einzige Begegnung.

*

Noch früher, mittendrin im Anfang, um 1980, gegen Ende der Schulzeit, schenkte mir ein Freund Karl-Heinz Bohrsers Studie *Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk*. Hierin wurde eigentlich schon 1978 hinreichend klargestellt, dass Jünger-Bewunderung nicht schon Jünger-Kenntnis bedeutete: Vor allem für Letztere brauche es vielmehr ein forciertes Interesse an Jüngers Texten gepaart mit der Bereitschaft zu ihrer akribischen und kreativen Kontextualisierung. So jedenfalls demonstrierte es Bohrer der Jünger-Forschung – und so demonitierte er sie auch. Ich begriff das natürlich nicht sofort, aber irgendwann, ein paar Jahre später, auch lange nach meiner kleinen «Korrespondenz» und nach den «Hausarbeiten», begann ich dann doch selbst unterschiedliche Kontexte auszuwählen, um bestimmte Ausschnitte aus Jüngers Werk besser zu verstehen – auch wenn Bohrsers Finesse dabei immer vollkommen unerreichbar blieb.¹³

13 *Der Vollständigkeit halber möchte ich die anderen drei Schriften anführen, die mein Jünger-Verständnis (früh bzw. spät), neben Bohrsers Studie, entscheidend geprägt und erweitert haben: Eugen Gottlob Winkler, Ernst Jünger und das Unheil des Denkens, in:*

Meine Wahl fiel auf ›Abenteuer‹ und ›Krieg‹, auf ›Physiognomik‹ und ›Kulturkritik‹, auf ›Lawrence von Arabien‹ und auf den ›Äther‹, auf die ›Autobiografie‹ und den ›Bildungsroman‹ (bzw. das ›Groschenheft‹). Alle derartigen Versuche habe ich hier – fast immer gänzlich umgearbeitet und durch einen umfangreichen neuen Text zum ›Abenteuer‹ ergänzt – nun zusammengestellt. Die Versuche zeigen hoffentlich deutlich genug, dass sie nur meinen eigenen Weg zu und mit dem Leben und Werk Ernst Jüngers dokumentieren. Um eventuellen Missverständnissen vorzubeugen, sei also abschließend betont, dass die Absicht dieser Sammlung nicht darin besteht, diesen Weg – sei es auf noch so versteckte Weise – irgendjemandem zur Nachahmung zu empfehlen. Denn wir, *die wir uns dem Glück der Lektüre hingeben, wir lesen und lesen wieder, nur was uns gefällt*.

*

Meine Auswahl der Texte aus Jüngers umfangreichem Werk beschränkt sich – mit einer Ausnahme – auf die erste Hälfte von Jüngers insgesamt äußerst produktiver Biografie. Das hat Gründe. Es geht um persönliche Vorlieben, sicher. Aber wichtiger als ein ›besser‹ oder ›schlechter‹ bezüglich einzelner Texte war mir dabei das sich wandelnde Selbstverständnis von Jüngers Autorschaft. Jünger beschreibt später seine eigene Autorschaft verhältnismäßig konventionell – in *Autor und Autorschaft* (1984). Das hängt damit zusammen, dass die Sprache für ihn seit der Mitte der 1930er-Jahre immer mehr zum Medium einer *sinnlichen* Beschreibbarkeit der Welt wurde.¹⁴ Der Grad ihrer Technisierung hörte auf, das eigent-

ders., *Gestalten und Probleme*, Leipzig – Markkleeberg (1937), S. 94–133; Friedrich A. Kittler, *Grammophon. Film. Typewriter*, Berlin (1986), S. 177–203 u. Volker Mergenthaler, ›Versuch, ein Dekameron des Unterstandes zu schreiben‹. Zum Problem narrativer Kriegsbegegnung in den frühen Prosatexten Ernst Jüngers, Heidelberg (2001).

¹⁴ Etwas philosophischer (und auch etwas dramatischer) drückt es Jörg Sader aus: ›Die Arbeit am ›Gesetz der Lautung‹ [...], auf das Jüngers bereits Ende der 20er Jahre einsetzende Betrachtungen der Vokale und Konsonanten abzielen [...], ist vor dem Hin-

liche Agens dieser Beschreibungen zu sein. Hier steht Jünger – seit der buchgestalterisch seltsam altfränkisch anmutenden Neuauflage von *Lob der Vokale* (1937)¹⁵ – wieder stärker in der Tradition einer deutschen Etymologie und Sprachmystik Leo Weisgerbers oder Jost Triers bzw. Jacob Böhmes und Johann Georg Hamanns. Ihre Gegenstände und Methoden werden nicht zufällig von Jünger mit dem (zumindest hinsichtlich der Sprache) gleichgesinnten und aus denselben Quellen schöpfenden Martin Heidegger in den *Federbällen I u. II* (1969/1980) ausführlich verhandelt.

Das hatte und hat für mich nur einen bedingten Reiz. Für Jünger stand nun die *gedruckte* Sprache nicht mehr konsequent in der Medienkonkurrenz technisch dominierter ‚gefährlicher‘ Räume. Anstatt die Sprache, als gedruckte Sprache, zum Thema eines technikbewussten Soldaten, Publizisten und Erzählers (wie zuletzt wohl im Nachwort der *Afrikanischen Spiele* von 1936) zu machen, fasste Jünger sie nun eher als historisches Material oder Grundstoff eines sprachbewussten Autors auf. Dieser beobachtet z. B. ‚Fehler‘, deren Zustandekommen er nur noch halbherzig den spezifischen Medien zuordnet. Ein Beispiel mag hier genügen: «Kastor und Pollux, die zwei mythologischen Brüder – so Professor Eyth, schon im vorigen Jahrhundert, in seiner Übersetzung des Plutarch. Die falsche Verwendung der auf ›logisch‹ endenden Wörter nimmt weiterhin zu, nicht nur in den Zeitungen.»¹⁶

*

tergrund einer apokalyptischen Sinnsuche zu sehen, die in den 30er Jahren auf die Schmerzerfahrung der ›Arbeiter-Welt reagiert und mit Hilfe einer ›Dialektik‹ von Urbild und Abbild, Oberfläche und Tiefe nach Hinweisen einer verborgenen neuen Metaphysik sucht.» [J. Sader, Das Alphabet der Leidenschaft. Zu Jüngers Betrachtungen der Vokale und Konsonanten, in: Lutz Hagedstedt (Hg.), Ernst Jünger. Politik – Mythos – Kunst, Berlin – New York (2004), S. 387–401, hier: S. 398.]

¹⁵ E. Jünger, *Lob der Vokale*, Mainz (1937).

¹⁶ E. Jünger, *Autor und Autorschaft* (1984), in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 19, Stuttgart (1999), S. 266, hier: S. 246.

Die *Afrikanischen Spiele* sind 1936 ein «Abschied vom Abenteuer». Das 1937 noch einmal monografisch (und typografisch) exponierte *Lob der Vokale* gibt nun eine konventionellere, nichttechnische, synästhetische Auffassung der Sprache und der Welt vor. Bis zum Nachwort der *Afrikanischen Spiele* war es ein «Raum, der einer veränderten Physik untersteht»,¹⁷ den Jünger nach seinem Potenzial für «gefährliche» Abenteuer und nach seinen Funktionsgesetzen erzählerisch und essayistisch abklopfte. Die neuen Entdeckungsfahrten, nach 1937, erkunden vor allem die Räume unter und hinter den Wörtern. Die Sprache macht von nun an für ihn verstärkt ihre Palette an kultur- und psychohistorisch interpretierbaren «Klangfarben» aus. Ausnahmen von dieser Rückwendung oder konservativen Umakzentuierung gibt es, wenn Jünger sich (wie in *Heliopolis* von 1949 oder in *Die Zwille* von 1973) den Fragen der Archivierung oder der Lektüre noch einmal aus technischer Perspektive zuwendet.

Aber auch das alte neue Projekt der Klangfarben und Assoziationsräume der Sprachen(n) steht in gewisser Weise noch im Zeichen des Abenteuers. Auch hier ist es die Betonung «wacher Sinneswahrnehmungen», die Harald Eggebrecht überzeugend zu einem Kennzeichen der Abenteuerkolportage erklärt hat, die den Autor für sein neues altes Projekt qualifiziert: «Unter der rationalen Macht der entfalteten fünf Sinne», so Eggebrecht, «erweist sich das Terrain Abenteuer als unbegrenzt: Zivilisation und Prärie, Indianer und Adlige, preußische Offiziere und Präriejäger gehören daher zusammen, verschränken sich unentwegt. Sinnlichkeit garantiert allüberall Abenteuer, bzw. jede Unternehmung und Aktion gerät dem «scharfen, umfassenden Blick» der Seeleute und Präriejäger zum Abenteuer.»¹⁸

17 E. Jünger, Nachwort, in: ders., *Afrikanische Spiele* (1936). Einmalige Ausgabe, Hamburg (1937), S. 220–225, hier: S. 221.

18 Harald Eggebrecht, *Sinnlichkeit und Abenteuer. Die Entstehung des Abenteuerromans im 19. Jahrhundert*, Berlin – Marburg (1985), S. 176.

Der angedeutete, relative Bruch in Jüngers Werk rechtfertigt hoffentlich hinreichend Auswahl und Titel des Vorgelegten. Wichtiger noch aber scheint mir daran, dass sich hier nicht nur etwas trennt, sondern auch etwas bestätigt: ein schon häufig bemerkter Double-Bind Jüngers. – In diesem Fall zwischen wissenschaftlich-experimenteller Akustik, die an Jüngers Alma Mater Leipzig als ›Klangphysiognomik‹ eine sehr spezielle Dependence hatte,¹⁹ und der empfindsam-mystisch-magischen Philosophie Jacob Böhmes (und Johann Georg Hamanns), über die sein Leipziger Lehrer und Freund Hugo Fischer promoviert hatte. Jünger trug sich wohl sogar zeitweise mit Habilitationsplänen unter Anleitung des befreundeten Leipziger Privatdozenten herum.²⁰ Dieser absolute Double-Bind aber macht für mich die Qualität von Jüngers Werk jenseits aller relativen Brüche aus.

*

Wenn mein Buch auf seiner Vorderseite ein Porträt Jüngers von der Hand Andreas Paul Webers zielt, dann ist das nicht unbedingt der alles überragenden Qualität dieses Bildes geschuldet. – Es gibt viele Jünger-Porträts und einige von ihnen sind wirklich gut, treffen etwas am Objekt, das man mit (vielen) Worten auch nicht besser ausdrücken könnte. Im Fall von Webers Porträt aber kommt etwas hinzu: Entstanden ist es 1935, zu einem Zeitpunkt, als Jünger in ihm einen Künstler sah, der auf ideale Weise darstellte, was seine, Jüngers Sicht, auf die technische Welt in diesem Augenblick ausmachte. Dass Jünger *das* am 14. Januar 1936 mittels eines Vergleichs, den er zu Kubins Werk zieht, ausgerechnet einem drit-

¹⁹ Vgl. Reinhart Meyer-Kalkus, *Stimme und Sprechkünste im 20. Jahrhundert*, Berlin (2001). Zu Jüngers ›Lob der Vokale‹, ebd., S. 194–212.

²⁰ *Gespräche, die Wulf Dieter Müller 1933 mit Jünger führte, legen das nahe: »Der Verkehr ist in Leipzig lebendig und bedeutsam. Mit dem Philosophen Hugo Fischer entwickeln sich enge Beziehungen. Zuerst bestand die Absicht, zu habilitieren.«* [W.D. Müller, Ernst Jünger. *Ein Leben im Umbruch der Zeit*, Berlin (1934), S. 45].

ten, befreundeten Maler vortrug, gehört wohl zu den Manövern, die seine ›Unbestechlichkeit‹ markieren sollten: «Weber aber bedeutet für mich einen weiteren, wichtigen Schritt; was bei Kubin noch Schmerz bereitet, gewährt bei ihm schon ein Gefühl von grausamer Lust. In dieser Beziehung ist er einem noch nicht verwirklichten, politischen Zustande koordiniert, einem höchst gefährlichen Raum, der von einem unverletzlichen Auge gespiegelt wird. In dieser Ordnung aber kann von künstlerischen Wertungen im alten Sinne kaum mehr die Rede sein; beim Betrachten solcher Blätter werde ich eher an den unerbittlichen Charakter der Photographie erinnert, und ich möchte sie weniger in Alben und Kunstausstellungen, als an alle Litfaßsäulen angeschlagen sehn. Der bildende Künstler hat heute die Aufgabe, uns zu zeigen, daß der Spaß einmal aufhören wird.»²¹

Es wäre indes interessant, zu erfahren, was Weber sich seinerseits bei diesem Bild gedacht hat. Was er in Jünger gesehen hat oder sehen wollte. Aber das ist nicht mein Thema. Jünger jedenfalls sah in Webers Grafik einen Spiegel für einen ›höchst gefährlichen Raum‹. Möglicherweise leben wir heute, nach exakt einem Jahr eines grausamen Abnutzungskriegs mitten in Europa, der auffallend viele BeobachterInnen an den Ersten Weltkrieg und seinen industriellen Charakter erinnert, wieder in einem ›höchst gefährlichen Raum‹, in dem ›der Spaß einmal aufhören wird‹. Möglicherweise auch ein guter Zeitpunkt, um einige Schriften Jüngers noch einmal zur Hand zu nehmen.

Potsdam, d. 24. Februar 2023

²¹ Ernst Jünger / Rudolf Schlichter, *Briefe 1935–1955*, Stuttgart (1997), S. 47.

1

KAPITEL EINS

LEUTNANT
JÜNGER,
OBERST
LAWRENCE

«*In Stablgewittern*»
1920